

werden? Das ist die ewige Frage des Menschen, und im Grund gibt es nur eine Antwort darauf — in der Orestie des Äschylos wie in der Göttlichen Komödie Dantes ...

Es blieb der Moderne vorbehalten, diese letzte Urbeziehung entweder zu leugnen oder zu verzerren, und diese Verzerrung trägt man an die völlig anders geartete Antike heran und muß damit entweder den Kerngedanken derselben, wie er namentlich aus der griechischen Tragödie spricht, übersehen. Diese neuzeitliche Haltung ist wesensverschieden von der vorchristlichen. Diese ist irrende Sehnsucht nach Erlösung, nach dem Namen des unbekanntes Gottes; jene aber bewußtes Neinsagen gegenüber dem Erlösergott, den der Vater seinen Sohn genannt hat. Es ist nicht die Haltung des echten und ewigen Menschen, des Menschen, der ehrlich ist gegen sich selbst und mit der Not des täglichen Lebens ehrlich ringt. Haltung auch nicht des gesunden Volkes, wie wir es kennen, das die Erde keineswegs als Paradies erlebt.

Man hat bemerkt, der Geist des Abendlandes verwirkliche sich in einer wunderbaren Stetigkeit, und dieses Continuum sei eines seiner besondern Kennzeichen. Unter seinen ewigen, immer wiederkehrenden Grundgedanken seien die höchsten die der Freiheit, der Menschenwürde und der Sehnsucht nach Erlösung und Gottvereinigung. Davon zeuge die Kunst und Philosophie, die Religion, die Mystik und die Dichtung.

In den Höhepunkten der abendländischen Dichtung dringt auffallend und leuchtend immer wieder die Sehnsucht nach Gott, nach Erlösung durch — bleibend gültig geprägt zuerst etwa im Gefesselten Prometheus des Äschylos, dann wieder in Dantes Göttlicher Komödie, in Wolfram von Eschenbachs Parzival, im Hamlet Shakespeares, in Goethes Faust und zuletzt noch einmal, wenn auch nicht mehr ursprünglich, sondern nachempfunden, im Parsifal Richard Wagners. In diesen höchsten Offenbarungen des menschlichen Genius berühren sich wieder Religion und Poesie in einem Urmysterium des Menschen. Im innersten Kern ist der

Mensch, wie er ist, tragisch, erlösungsbedürftig. Könnte man diese Sehnsucht ihm zerstören und aus seiner Seele ausrotten, er wäre nicht mehr tragisch, er wäre nur mehr — traurig! Nur das personale geistige Leben nämlich kann tragisch sein und tragisch empfinden — das an einen persönlichen geistigen Gott gebundene, auch wenn es ihn verloren hätte! Die Sehnsucht nach Erlösung ist das letzte Wort des natürlichen Menschen, die letzte Sehnsucht jeder Seele; sie spricht das letzte Wort auch in der griechischen Tragödie. Unsterblich und unvergänglich hat Äschylos im Gefesselten Prometheus, in diesem Prototyp des ewigen Menschen, des ewigen Leidträgers, diese Sehnsucht nach Erlösung ausgesprochen in seiner merkwürdigen Göttersprache:

Erwarte deiner Leiden Ende nicht, bevor
als Stellvertreter deiner Qual ein Gott erscheint,
für dich bereit, hinabzugehen
zum strahlenden Hades, und hinab
zum tiefsten Schlund des schwarzen Tartaros.
V. 1026 ff.

Im Mensch gewordenen Gott, in Christus Jesus, ist uns die Erlösung angeboten und die Möglichkeit der Erfüllung jener tiefsten Sehnsucht vor allem der griechischen Menschen: Gott ähnlich zu werden — Kinder Gottes zu werden: „Denen, die an ihn glauben, gab er Macht, Kinder Gottes zu werden.“ Gerade die griechische Tragödie führt mit innerer Notwendigkeit zum religiösen Problem der Erlösung — und damit zur Christusfrage. Es steht jedem frei, sich zu entscheiden, aber an ihr kommen wir nicht mehr vorbei. Christus ist der Eckstein für alle Zeit geworden — „ktema eis aei“.

Wie würden sich, so darf man sich, so muß man sich hier fragen: wie würden sich die Großen der Antike in der Christusfrage entscheiden: die Sokrates, Platon, Aristoteles, die großen Tragiker, gerade? Nun, sie haben sich in ihrer Art entschieden, und man konnte sie deshalb „Christen vor Christus“ nennen. —

Ihrer Gesellschaft und Gemeinschaft brauchen wir uns nicht zu schämen. . . .

DIE NACHTKERZE

Von Franz Heselhaus S. J.

Wir fahren auf dem Berliner Südring „Tempelhof! Zug fährt nach Grünau! Bitte einsteigen! Ab!“ So, das ist Tempelhof, wo die alten Ritterorden ihr Quartier hatten. Die verwitterte Dorfkirche, die sich im dunklen Parkteich spiegelt, erinnert allein noch daran. Allenfalls noch das große Lazarett. Wir fahren am Flughafen vorbei. Das ist andere Romantik, da singt die Technik. Hallen, Bahnhöfe, Sanddämme. Der Krieg hat die Neugestaltung etwas unterbrochen. So ein halbfertiges

Industriegelände ist nicht immer ein entzückender Anblick. Aber diese grauen Sandwellen sind Gärten. Hellgelbe Fahnen von Blüten liegen über einem grünen Teppich. Wie schnell die Natur doch deckt, das freie Feld beschlagnahmt! Oder sollte der Herr Baurat? — Nun, hier brauchte man seine Hilfe nicht. Der „stolze Heinrich“ sorgt selber für seine Aussaat. Es ist bekannt, daß diese Pflanze den Eisenbahndämmen folgt. Sie findet ihren Weg überallhin. Gewöhnlich heißt sie die Nachtkerze.

Namen muß man nicht allzu kritisch ansehen, das Ding heißt mal so. Nun, hier kann man wissen, wie der Name entstand. Da steht an dürren Böschungen eine gelbe Blumenstange mit weißwolligen großen Blättern. Das ist die Königskerze. In Brentanos Märchen vom Müller Radlauf trägt der vernonnene Müllerkönig sie als Szepter auf der Hochzeitsfahrt. Sie ist mit ihren huschenden Blütenflämmchen dem Volke seit alters bekannt. Daneben tauchte nun, etwas kleiner, etwas bürgerlicher, der gelbe Blütenstab mit den schmälern grünen Blättern auf; man bemerkte, daß die Blüten am Tag etwas welk aussahen, aber am Abend frisch sich öffneten; das war dann die Nachtkerze. Der Name ist fein, viel besser als der wissenschaftliche latein-griechische Name *Oenothera*, der eigentlich für das Weidenröschen galt und später unserer Pflanze zugelegt wurde. In dem Wort steckt ein Hinweis auf Wein und Jagd, aber wenn man denn etwas von ihrem Weinduft, der Tiere bändigen soll, erfand, so paßt diese Fabel weder auf das Weidenröschen noch auf die Nachtkerze. Nun ja, der Name *Oenothera* lag da, unbenutzt, und ich leugne nicht, daß er voll klingt, und so gaben die Väter des botanischen Systems ihn eben unserer stolzen Nachtkerze. Sie ist mit dem Weidenröschen, das *Epilobium* heißt, recht nahe verwandt. Aber das Weidenröschen ist alteingewohnt, und die Nachtkerze ist zugewandert. Allerdings ist die Einwanderung schon eine geraume Weile her, so daß die Pflanze ausreichend Zeit hatte, sich überall bekanntzumachen, aber doch nicht so lange, daß wir nicht mit genügender Sicherheit sagen könnten, wann und wo sie in Europa zuerst auftrat. Man bekam in Padua im Jahre 1612 Samen aus Virginien, also aus Nordamerika, und in den nächsten Jahren kamen die Samen auch über die Alpen z. B. an den bekannten Blumenvater Caspar Bauhin. Man war bald darauf aufmerksam geworden, daß die Wurzel essbar ist. So wurde die gelbe Rapon-tika an verschiedenen Stellen angebaut und ging dann auch wohl ihre eigenen Wege weiter, sie verwilderte oder besser: sie flüchtete aus den Gärten, weil ja da nichts zu verwildern war. Sie war und blieb eben der „Wildfang“, und wenn man das Wortspiel gelten lassen will, hat Linné ihren Namen sogar treffend gewählt. Jedenfalls ist es jetzt etwa soweit mit ihr gekommen, daß man die Rapon-tika, d. h. eben die essbare Wurzel, gar nicht mehr kennt. Nur in Kriegszeiten hört man von ihr, wenn man nach Wildgemüse sucht. Da bietet sie sich früh im Jahre, das ist schon zu loben, als billiger und wohlschmeckender „Schinkensalat“ an. Fürs Auge bietet sie eben auch etwas, das ist ihr zweiter Vorzug, im weißen Wurzelfleisch rote Streifen. Geputzt, in Scheiben geschnitten, mit Essig, Öl und ich weiß nicht was nach Wunsch angemacht, das sieht nicht nur nach etwas Solidem

aus, das ist nahrhaft und gesund. Man kann sie aber auch wie Schwarzwurzeln kochen usw. Doch wird man in der frühen Jahreszeit gern alle Vitamine erhalten wollen, und dann sollte man sich das Kochen sparen. Wenn man freilich aus einem alten Spruch hört, daß ein Pfund der Rapon-tika mehr wert sei als ein Zentner Ochsenfleisch, dann muß es früher schon ganz fanatische Rohköstler gegeben haben oder man ahnt etwas von dem Segen eines Gesetzes über unlauteren Wettbewerb. Die Blätter scheinen nicht zu empfehlen zu sein. Und wem der Tee nützen soll, der aus den Blüten bereitet wird, kann ich aus den vorliegenden Analysen nicht erschließen, er scheint die Wertung „harmlos“ zu verdienen.

Für die Pflanze selbst ist die Frage ihrer Verwertbarkeit eigentlich gleichgültig, wenn sie ohne Menschenhilfe ihren Weg durchs Leben findet, und daran ist kein Zweifel. Sie findet genug ihr zusagende Plätze und besetzt sie mit großer Ausdauer. Schädigungen durch Tiere und Pilze scheint sie wenig ausgesetzt zu sein, auch härtere Winter übersteht sie glänzend. Da sie zweijährig ist, bildet sie im ersten Jahr eine kräftige Rübe unter dem Boden aus, während das Blattwerk als Rosette sich dem Boden anschmiegt. Im ersten Jahr schießt dann der Blütenschaft mächtig hoch und stirbt nach der Samenreife ab. Natürlich sind all die schönen Vorräte an Stärke und Eiweiß in der Wurzel gesammelt und entgehen so den Angriffen des Winters. Schädliche Insekten und Pilze sind aus der Heimat nicht mitgewandert. Das ist ein Vorteil, den die Pflanzengäste von jenseits des großen Wassers alle ausnützen können, und deshalb finden wir bei dem kanadischen Berufskraut, bei dem Knopfkraut (*Galinsoga*), bei der Wasserpest, diesen gewaltigen Ausbreitungsdrang. Wegen der letzteren fürchtete man vor einigen Jahrzehnten eine Katastrophe für alle unsere Binnenwässer und besonders alle Flußläufe. Die Furcht war unbegründet, die Wasserpest ist geradezu selten geworden. Unsere Nachtkerze hat sich wohl nie andern Pflanzenbeständen gefährlich gezeigt. Acker, Wiese, Wald sind nicht ihr Gebiet. Dämme, Wälle, Grabenränder, Schutthaufen, wohl auch Gärten, Friedhöfe, Sand- und Sportfelder sind ihr am ehesten zugänglich. Sie kommt oft recht gut voran, wo andere Pflanzen versagen, während sie in fruchtbaren Landstrichen geradezu selten ist. Ein solcher frisch aufgeworfener Sanddamm enthält doch kaum Humus, keine Bodenbakterien, ihm fehlt die berühmte Bodengare. Der Nachtkerze macht das nichts aus. Selbst Wassermangel ficht sie nicht an. Freilich hat man bei ihr auch Wurzellängen von 160 cm gemessen. Zaubern kann sie nun freilich nicht. Wenn sie auf der Sanddüne zu Dutzenden zusammenstehen, bleiben die Einzelpflanzen kümmerlich. Dann ist Luft und Licht wohl da, aber die Nährsalze reichen nicht. Sie ist

für Düngung deshalb recht dankbar und liefert als Zierpflanze im Gartenbeet mächtiges Laubwerk und viele blühende Äste.

So sehr man die amerikanische Herkunft der Nachtkerze betonen mag, sie sieht nicht wie ein Zigeuner aus. Sie ist eigentlich hier nicht fremd. Ihre Vettern sind bei uns allbekannt, nämlich die Weidenröschen. Gewiß deren Rosenfarbe erinnert nicht an das Eigelb der Nachtkerze, aber gerade von den Rosen ist es uns geläufig, daß die Farbe in der Frage der Pflanzenverwandtschaft wenig zu sagen hat. Wenn man ein rechtes Ragoutbeet von Stiefmütterchen oder Löwenmäulchen betrachtet, wird einem das einleuchten. Was heißt nicht alles Butterblume? Aber auf den Bau der Blüten kommt es schon eher an. Und der ist bei Nachtkerze und Weidenröschen sehr ähnlich. Vier Kelchblätter, vier bunte Kronblätter, die Staubgefäße in zwei Kreisen zu je vier, und der Stempel zeigt auch die Vierzahl noch in genügender Andeutung, und sein Fruchtknoten steht ganz zutiefst unter den anderen Blütenteilen. Freilich die Samen des Weidenröschens haben einen Haarbesatz, der als Fallschirm wirkt, die Samen der Nachtkerze nicht. Aber wenn sie in allen Eigenschaften übereinstimmten, dann hätten wir keine neue Gattung für die Nachtkerze aufgestellt. Deshalb war es auch nicht volle Willkür, wenn Linné einen Namen, den der alte Theophrast für das Weidenröschen verwandt hatte, jetzt für die Nachtkerze gebrauchte. Wenn ich übrigens von dem Weidenröschen rede, so hat das eine gewisse Berechtigung, denn sowohl der deutsche Name, als jener Hinweis auf Theophrast beziehen sich zunächst auf das schmalblättrige Weidenröschen, das eben überall bekannt und verbreitet ist. Aber wie man viele Nachtkerzenarten zählt, so gibt es zumindest 160 Arten von der Gattung *Epilobium*, und die sind weltweit verbreitet in der nördlichen und südlichen gemäßigten Zone, also z. B. in Chile, Madagaskar, Tasmanien, Neuseeland, selbstverständlich auf der Nordhalbkugel in Europa, Asien und Amerika. Unser bekanntes schmalblättrige hat in seiner Ansiedlungstechnik einige Ähnlichkeit mit der Nachtkerze, es steht mit Vorzug auf Waldblößen in den ersten Jahren nach dem Kahlschlag, und wohl jeder meiner Leser hat bei einer Waldwanderung solch eine Schneise getroffen, in der rosa Farbenfluten zwischen den düstern Waldwänden herabzubrausen scheinen. Der Unterschied gegenüber der Nachtkerze ist bezeichnend, das Weidenröschen sucht den humusreichen Neugrund. Deshalb findet man die Vettern selten vereint. Die Botaniker haben für das Weidenröschen noch einen besonders liebevollen Blick, denn an dieser Pflanze entdeckte der berühmte Chr. K. Sprengel 1790 die Dichogamie, d. h., daß die Narben älterer Blumen durch den Blütenstaub eben aufblühender bestäubt werden, so daß also

Insekten helfen müssen, den Staub auf fremde Blüten zu übertragen.

Doch jetzt sehen wir uns eine bekannte Zimmerpflanze an, die Fuchsie. Diesmal sagt der Name eigentlich nichts. Er ist zu Ehren eines bekannten alten Arztes und Botanikers Fuchs gebildet, den Kaiser Karl V. geadelt hat. Die Fuchsenblüte hat vier bunte Kelchblätter, vier ebenfalls lebhaft gefärbte Kronblätter, zweimal vier Staubgefäße, der Fruchtknoten ist auch unterständig, aber er ist recht kurz, und seine Wand ist fleischig; es entsteht daraus eine Beere. Die Verwandtschaft mit der Nachtkerze ist unverkennbar. Die Fuchsiengesellschaft ist sehr artenreich und besonders in der Neuen Welt weit verbreitet. Die vorherrschenden Farben können schon die Vermutung nahelegen, daß sie vielfach von Kolibris bestäubt werden. Was sich an Fuchsenarten in unsern Gärten findet, ist ein Ergebnis wiederholter Kreuzungen, deren erbliche Unterlagen kaum mehr festzustellen sind. Wir finden in unsern Gärten noch mehrere andere Gattungen: *Godetia*, *Clarkia*, *Eucharis*, *Gauca* usw., die sich alle in der Blütenform und dem angegebenen Zahlenverhältnis als verwandt mit der Nachtkerze ausweisen.

Also eine recht natürliche Großgruppe oder Familie der Nachtkerzengewächse, die man immer zusammenfassen wird, ob man mit Linné bloß Staubgefäße und Stempel zählt oder in einem sog. natürlichen System die Bauverhältnisse aller Teile der Pflanze berücksichtigt. Freilich in einem natürlichen System fügen sich den genannten noch einige Formen an, wie das Hexenkraut, bei dem die Zahl Zwei vorwiegt oder die Wassernuß mit ganz verkürztem Blütenbau, deren fußangelartige Frucht, das Jesuitenhütchen, sich durch eine besonders gerissene Technik der Keimung auszeichnet. Diese Wassernuß (*Trapa*) hat ein recht ehrwürdiges Alter, wir kennen sie aus dem frühesten Tertiär aus Schlesien, Portugal, Sibirien und Alaska. Heute ist sie selten geworden und scheint am Aussterben zu sein. Unsere Nachtkerze ist dagegen sehr jungen Datums, wie ihre beschränkte Verbreitung nahelegt. Nun ist *Trapa* eine sehr abgeleitete und spezialisierte Form. Es müssen also die einfachen Typen der Familie weit ins Mittelalter der Erde zurückreichen, eine naheliegende Voraussetzung, obgleich man von ihnen keine unmittelbare Kunde hat. Daß eine so alte Familie Vertreter in sämtlichen Erdteilen auf beiden Halbkugeln hat, ist nicht weiter verwunderlich. Man sieht, die Familie führt einem die Vorzüge und die schwachen Seiten der Entwicklungslehre wie in einem Musterbeispiel vor. Aber sie hat auch das Schicksal gehabt, einen der wichtigsten Begriffe der heutigen Entwicklungslehre zu liefern, den der Mutation, und das kam so: Im Jahre 1875 bezog eine Forstverwaltung in 's Graveland bei Hilversum in Holland von Bonary in Erfurt Samen

einer Nachtkerze, die seit vielleicht hundert Jahren in England gezüchtet worden war. Sie wurde zur Wegeinfassung ausgesät. Später überließ man die Pflanze sich selbst. Als im Jahre 1886 der Amsterdamer Botanikprofessor Hugo de Vries auf den Bestand aufmerksam wurde, war er ganz vernachlässigt. Gewisse abweichende Formen erregten sein Interesse. Er machte mit der Pflanze mühsame Zuchtversuche und gelangte zu dem Schluß, daß hier eine Art vorliege (*Oenothera Lamarckiana*), die zu einer spontanen Abänderung neige, so daß gelegentlich in ihrer Nachkommenschaft sich ganz neue, erbbeständige Formen zeigten. Er glaubte sie auf sprunghafte Veränderungen des inneren Erbgutes zurückführen zu sollen und nannte diese Mutationen.

Da gleichzeitig von anderer Seite die Unveränderlichkeit der Arten scharf herausgearbeitet war, stieß die Anschauung auf lebhaften Widerspruch. Wir wollen hier die einzelnen Stadien des Kampfes nicht entwickeln, sondern verzeichnen den Schluß: Die Tatsache der Mutation besteht und konnte an vielen Beispielen, z. B. bei der Tauf liege, bestätigt werden. Aber die Nachtkerze selbst ist kein Beweis. Es handelt sich um Aufspaltung alter Einkreuzungen, z. T. um Verdoppelung der Erbanlagen, mithin an sich nicht um eigentliche Abänderung der Erbmasse. Also zunächst ein Irrtum, der sich aber als Weg zu einer wichtigen Erkenntnis entwickelt hat. Tatsächlich brauchte die Entwicklungslehre die Mutation unbedingt, sie hing ohne diese völlig in der Luft. Das soll nicht heißen, daß durch diesen einen Begriff jetzt alle Rätsel gelöst sind, aber er ist die Voraussetzung für ihre mögliche Lösung. Natürlich ist die Nachtkerze im Lauf dieser wissenschaftlichen Kämpfe nach allen Richtungen hin durchforscht worden, und es hat sich ergeben, daß gewisse Eigentümlichkeiten ihrer Chromosomenverhältnisse die immerhin merkwürdigen Beobachtungen von De Vries verständlich machen. Vielleicht empfiehlt es sich mehr, bei einer Eigenart der Nachtkerze zu verweilen, die man ohne Mikroskop feststellen kann und die wir schon als Grund für ihren Namen angegeben haben, das Aufblühen am Abend. Wer etwas dichterisch veranlagt ist, mag dabei das Tierwerden der Pflanze wieder erleben. Es lohnt sich schon, das Öffnen der Blüten zu beobachten. Wann man hingehen muß, ist wohl nicht allgemein festzulegen. Wenn Anton Kerner 6 Uhr abends angibt, so wird es sich wohl um eine frühe Ausnahme handeln. Aber richtig ist, daß alle Pflanzen eines Geländes eine einheitliche Öffnungszeit haben, die nach Jahreszeit, Wetter, Bodenfruchtbarkeit usw. etwas schwankt, zumeist aber um 7 bis 8 Uhr liegen mag. Das eigentliche Öffnen geschieht ruckweise und das in sehr kurzer Zeit, die nicht einmal eine Minute zu betragen braucht. Gegen Abend hängen an den prallen Knospen nur noch die Spitzen

der Kelchzipfel zusammen, und aus den Spalten des Kelches quellen die gelben Fahnen der Krone schon hervor. Wenn nun die Kelchspitzen aufreißen, klappen die Kelchblätter wie in einem Gelenk um fast 180° zurück, die Entfaltung der Krone und der Staubblätter erfolgt gleichzeitig, und im Nu steht die ganze Herrlichkeit für den Empfang der Gäste bereit. Der Blütenstaub ist aber klebrig und durch Viscidinfäden leicht verbunden, er wird also nicht verstreut, sondern hängt sich dem Besucher in den Weg. Erst gegen Morgen öffnen sich die vier Klappen der Narbe. Die Blüte bleibt 24 Stunden offen, gegen Abend ist sie welk und am folgenden Tage schon mißfarbig und fällt ab. Man sieht schon, die Blüte ist auf Nachtinsekten eingestellt. Das ist nichts Ungewöhnliches. Das Auffallende bleibt die plötzliche Entfaltung am Abend. Wer sagt der Pflanze, wann es Zeit ist? Man könnte an einen inneren Rhythmus denken. Das wäre nicht so ganz unerhört, aber vielleicht kommt man mit der einfacheren Annahme aus, daß die Dunkelheit, d. h. also das Ausbleiben des Lichtreizes, das Signal gibt. Ein Temperaturabfall kommt dafür wohl nicht in Frage, weil man dann das Aufblühen auch zu anderer Zeit beobachten müßte. Doch scheint mir sicher, daß an den einzelnen Abenden Temperatur, Windverhältnisse, Luft- und Bodenfeuchtigkeit noch ihren Sondereinfluß ausüben. Das ist aber auch zu erwarten, wenn man sich den mechanischen Vorgang beim Aufblühen klarmacht, was man mit einiger Wahrscheinlichkeit versuchen kann. Das Zurückklappen der Kelchzipfel dürfte mit Turgorschwankungen in den Zellen des Gelenkpolsters zusammenhängen, d. h. die betreffenden Zellen lassen durch ihre dünne Wand Wasser eintreten und kommen damit in einen Spannungszustand, oder austreten und fallen dadurch zusammen. Daß solche osmotische Vorgänge mit der Temperatur und dem Feuchtigkeitsgehalt von Luft und Boden etwas zu tun haben, sieht man schon ein. Aber wer sagt den Zellen des Gelenkes, daß sie schrumpfen sollen? Man begegnet dieser Frage überall dort, wo Lichtbewegungen hervorruft, z. B. bei den Wendungen der Sonnenblume, beim Schließen der Regenringelblume (*Calendula pluvialis*) die sich verhüllt, wenn eine Wolke vor die Sonne tritt. Vor einigen Jahrzehnten hatte Haberlandt auf gewisse Linsenzellen aufmerksam gemacht, denen er die Rolle von Sinnesorganen zuschrieb. Der Reiz, den sie vom Licht empfangen, sollte dann zu jenen Gelenkzellen weitergeleitet werden und die Bewegung auslösen. In den letzten Jahren sind andere Erklärungen in den Vordergrund getreten, die von holländischen Forschern, besonders Went, sehr weit gefördert worden sind. Ein einfaches Beispiel: Wenn ein junger Keimling sich zum Licht hinneigt, so kommt das daher, daß ein gewisser chemischer Stoff, ein Auxin, das von der Keimlingspitze der etwas dar-

unter gelegenen Wachstumszone zugeführt wird und deren Wachstum beschleunigt, in den Zellen der Lichtseite eine Behinderung erfährt. Darum wächst die Lichtseite schwächer, was eine Krümmung des ganzen Triebes zum Licht hin zur Folge hat. Bei unserem Fall der Nachtkerze liegen die Verhältnisse bei weitem nicht so übersichtlich, so daß es mir noch fraglich erscheint, ob auch dieser Öffnungsvorgang durch lichtgesteuerte Auxinbewegung zu erklären ist. Manche dieser Fragen über die Lebenserscheinungen der Nachtkerze wird man auch lieber zunächst in der amerikanischen Heimat der Pflanze gestellt und beantwortet sehen, weil da vielleicht Faktoren wirksam sind, die hier ausfallen. Die Umgebung im weitesten Sinn, als Klima, Zusammensetzung des Bodens, geographische Breite,

Tier- und Pflanzenwelt, die mikroskopisch kleine nicht zuletzt, spielt ja im Leben einer solchen Pflanze eine entscheidende Rolle. Wir sind z. B. erst seit einiger Zeit darauf aufmerksam geworden, daß Pflanzen sich mit gewissen Pflanzen durchaus nicht vertragen, sich gegenseitig Gift sind. Gewiß bietet die Nachtkerze mit ihrer recht bedeutenden Vitalität auch dem Pflanzensoziologen noch einige beachtliche Aufgaben. Man versteht, daß einige Botaniker solche Eindringlinge mit einem gewissen Ingrimme betrachten. Aber sie sind einmal da und werden auch wohl dableiben. Es gibt dann eben die Tatsache ihrer Einbürgerung eine Reihe von Problemen auf, die vielleicht tiefer in das Geheimnis des Lebens einführen als der unbeirrte Schritt des Lebenslaufes alteingessener Geschlechter.

UMSCHAU

ZEITFRAGEN

IM LICHT VON SCHRIFT UND DOGMA

Das Anliegen des Buches von L. Fendt, Die Bedeutung der wissenschaftlichen Theologie für das praktische Leben (Tübingen 1939, Mohr, M 1.50), ist ein zweifaches aktuelles: Es möchte jene Kreise, die das Verschwinden einer wissenschaftlichen Theologie wünschen, das „Minus“ zeigen, das die Verwirklichung dieses Strebens dem Deutschen Volk bringen würde — es möchte daneben einer nur „kirchlichen Theologie“ sagen, wie neben ihr eine eigentliche „wissenschaftliche“ Theologie notwendig ist. Die letztere besteht nach dem Verfasser in einer ohne Voraussetzungen betriebenen rein wissenschaftlichen Untersuchung, die sich folglich nicht nur auf eine Kirche, sondern auf die Gesamtheit der Religionen überhaupt erstreckt. Sie sucht auf diese Weise das Thema „Gott“ und „Religion“ in einer für alle bindenden Forschung aus der willkürlichen Behauptung oder Verneinung Einzelner emporzuheben auf die Stufe allgemein-wissenschaftlicher Sachlichkeit. So schafft sie die Grundlage gemeinsamer Verständigung zwischen „Frommen und Nichtfrommen“ (5). Verwirklicht wird diese Arbeit durch Forschung an der Natur, am Menschen und am Volk (besonders am Anliegen des Deutschen Volkes in seiner Geschichte von der Vergangenheit bis heute). Der so wissenschaftlich erarbeitete Gottesbegriff der christlichen Zeiten unseres Volkes bietet eine Grundlage für das gemeinsame Forschen auch über die Gottbezogenheit der Dinge und des Menschen im einzelnen. Er führt uns dabei auf die besondere Form des Gotterlebnisses im Menschen Jesus Christus, in dem die Gottbezogenheit unserem Volk Wirklichkeit wurde. Auf dem besonderen Gebiet des Christentums besteht dann die Aufgabe wissenschaftlicher Theologie in der Untersuchung, wie diese Gottbezogenheit Jesu sich innerlich gab (Exegese), wie sie sich in der Geschichte auswirkte (Kirchen- und Dogmengeschichte), wie sie in der Jetztzeit auf brauchbare Formeln zu bringen ist (Systematik), wie sie sich heute auswirken müßte (praktische Theologie), und endlich, wie sie sich zeigt, wenn einem neuen Volk diese Wahrheit gebracht wird (Missionskunde). Es braucht nicht eigens darauf hingewiesen zu werden, welche eine Lücke in der gesamten deutschen

Wissenschaft entstehen würde, wenn diese Forschung fortfiel, da schließlich im Gottesbegriff — und für die deutsche Vergangenheit in der Gotteshaltung Jesu — die letzte Lebenshaltung gipfelt: „Wer das leugnen möchte, hat noch nicht den tiefsten Blick in das Gesamtwesen des deutschen Volkes getan“ (29). Kirchliche Theologie besagt dem Verfasser dagegen eine Theologie, die bereits oder noch an ein Bekenntnis gebunden ist. Er begrüßt sie als „Vorarbeit“, fordert aber über sie hinaus einen Überstieg ins kirchlich Ungebundene; und das gerade um der Kirchen willen, da der kirchliche Theologe allzu leicht im Bewußtsein seiner Wahrheit die Grundfrage nach der Berechtigung seiner Lehre nicht mehr stelle. Wir möchten meinen, daß diese Gefahr wohl mehr im protestantischen Religionsbegriff, von dem der Verfasser ausgeht, vorhanden ist, da er ja das religiöse Erlebnis mehr in den Vordergrund stellt. Der katholische Glaubensbegriff mit seiner wenn auch nicht ausschließlichen Betonung der Bindung der Vernunft als Vernunft im Glauben muß notwendig immer auch die rationale Berechtigungsfrage seines Glaubens stellen. So wächst bei ihm kirchliche Theologie wesentlich zu wissenschaftlicher Theologie, die dann freilich im Bewußtsein des Besitzes der Wahrheit vom Katholiken betrieben wird. Das aber ist kein Hindernis echter Forschung, sondern tiefster Antrieb, da gerade von hier aus erst die echte Stärke wächst — mehr als aus einer allgemeineren und unbestimmten Haltung. Auch wird nur von einer kirchlich-wissenschaftlichen Theologie aus die ganze Bedeutung ihrer Stellung im Volksleben offenbar, da nur sie allein den ganzen Glauben aufzeigen kann in seiner vollen Tiefe und Breite; denn der tatsächliche Glaube war ja „kirchlich“, und nur eine kirchlich-wissenschaftliche Forschung wird so der Gefahr entgehen, statt des blutvollen Glaubens nur ein blutleeres „wissenschaftliches“ Ideengut, dessen Einheit bloß aus einer Abstraktion der Verschiedenheiten entstand, darzulegen.

Dem Verhältnis, das Theologie und Wissen so verbindet, geht das Werk von Kolping¹ nun noch tiefer

¹ Anselms Proslogion-Beweis der Existenz Gottes. Im Zusammenhang seines spekulativen Programms *Fides quaerens intellectum*. Bonn 1939, Hanstein. M 5.50